

ISABEL
ALLENDE

The book cover features a stylized illustration of a woman in profile, wearing a dark blue headscarf and a yellow collar, looking out over a city skyline at sunset. The sky is a gradient of pink and purple, with a few birds flying. The city skyline includes a prominent red skyscraper. The title 'Ein unvergänglicher Sommer' is written in a white, elegant script font across the bottom half of the cover.

*Ein
unvergänglicher
Sommer*

ROMAN
SUHRKAMP

und der Kopfschmerzen hatte er vor ein paar Jahren eine Berechtigung bekommen, mit der er Cannabis zu medizinischen Zwecken erwerben konnte. Sie teilten einen Keks durch drei in der Hoffnung, dass sich Evelyns Stimmung dadurch bessern würde. Lucía schien es angebracht, ihr zu erklären, was das für ein Keks war, aber sie hatte ihn sich schon vertrauensvoll in den Mund geschoben und keine weiteren Fragen.

»Du musst hungrig sein, Evelyn. Bei der ganzen Aufregung hast du sicher nichts zu Abend gegessen. Wir brauchen was Warmes im Bauch.« Lucía öffnete den Kühlschrank. »Du hast ja gar nichts da, Richard!«

»Samstags erledige ich den Einkauf für die Woche, aber heute bin ich nicht dazu gekommen, wegen des Schnees und des Katers.«

Lucía dachte an die Reste der Suppe in ihrer Wohnung, konnte sich aber nicht aufraffen, noch einmal nach draußen zu gehen, in die Katakomben hinabzusteigen und den Topf über die glatte Treppe nach oben zu balancieren. Mit dem wenigen, was sie in Richards Küche fand, bereitete sie glutenfreie Toasts und große Tassen laktosefreien Milchkaffee zu, während der Hausherr vor sich hin murmelnd im Raum auf und ab ging und Evelyn mit zwanghafter Hingabe Marcelos Rücken kralte.

Eine Dreiviertelstunde später dösten die drei in einem behaglichen Nebel vor dem lodernden Kamin. Richard saß mit dem Rücken an der Wand auf dem Boden, und Lucía hatte es sich auf einer Decke bequem gemacht und den Kopf auf seine Beine gelegt. Unter gewöhnlichen Umständen wäre eine solche Vertraulichkeit undenkbar gewesen, Richard lud nicht zu körperlicher Kontaktaufnahme ein, schon gar nicht mit seinen Oberschenkeln. Für Lucía war es seit Monaten die erste Gelegenheit, den Geruch und die Wärme eines Mannes zu spüren, das raue Gewebe einer Jeans an ihrer Wange, das weiche einer alten Kaschmirjacke in Reichweite. Lieber hätte sie mit Richard in einem Bett gelegen, aber mit einem Seufzen verbot sie sich diese Vorstellung und fand sich damit ab, ihn angezogen zu genießen, während sie die verschwindend geringen Chancen erwog, mit ihm auf den verschlungenen Pfaden der Sinnlichkeit doch noch voranzukommen. Mir schwirrt ein wenig der Kopf, dachte sie, das muss an dem Keks liegen. Evelyn hockte rittlings auf dem einzigen vorhandenen Sitzkissen wie ein winziger Jockey und hielt Marcelo auf dem Schoß. Bei ihr hatte das Cannabis eine gegenteilige Wirkung. Während Richard und Lucía mit halb geschlossenen Augen dalagen und gegen den Schlaf kämpften, erzählte Evelyn ihnen aufgedreht, stotternd und sich überschlagend von den tragischen Ereignissen ihres Lebens. Dabei zeigte sich, dass sie mehr Englisch sprach als zunächst vermutet, sie vergaß es nur, wenn sie sehr angespannt war. Unerwartet flüssig sprach sie Spanglish, diese Mischung aus Spanisch und Englisch, die für viele Hispanics in den USA zur Alltagssprache geworden ist.

Draußen fiel sanft der Schnee auf den weißen Lexus. In den kommenden drei Tagen, während der Sturm es müde wurde, über das Land zu fegen, und endlich über dem Ozean erlahmte, sollten die Leben von Lucía Maraz, Richard Bowmaster und Evelyn Ortega

unwiderruflich miteinander verwoben werden.

Evelyn

Guatemala

Grün, eine Welt aus Grün, Moskitosirren, Papageiengeschrei, Wispern von Schilf im Wind, klebriger Duft reifer Früchte, würziges Holzfeuer und gerösteter Kaffee, feuchte Hitze auf der Haut und in Träumen, so hatte Evelyn Ortega ihr Heimatdorf in Erinnerung, das kleine Monja Blanca del Valle. Die leuchtend bunten Mauern, die Trachten der Bewohner, die Blüten und Vögel, ein Farbenrausch, bunt wie ein Regenbogen, bunter sogar. Und überall, immer, ihre Großmutter, ihre Mamita, die allgegenwärtige Concepción Montoya, die anständigste, tüchtigste und katholischste aller Frauen, wie Pater Benito sagte, der doch alles wusste, denn er war Jesuit und Baske, und ein stolzer dazu, wie er mit dem Schalk seiner Heimat anfügte, den hier niemand verstand. Pater Benito hatte die halbe Welt und ganz Guatemala gesehen, und er kannte das Leben der Bauern, weil er mitten unter ihnen lebte. Er hätte es gegen kein anderes tauschen wollen. Er liebte seine Gemeinde, seine große Sippe, wie er sie nannte. Guatemala sei das schönste Land der Erde, sagte er, der Garten Eden, verwöhnt von Gott und von den Menschen geschunden, und Monja Blanca del Valle sein liebstes Dorf, das nicht von ungefähr so heiße wie das Wahrzeichen des Landes, eine Orchidee, so weiß und rein wie keine zweite.

Der Priester war in den achtziger Jahren Zeuge der Massaker an der indianischen Bevölkerung geworden, der systematischen Folter, er hatte Massengräber gesehen, niedergebrannte Dörfer, wo nicht einmal das Vieh mit dem Leben davonkam. Er hatte erlebt, wie Soldaten mit rußgeschwärzten Gesichtern, weil sie nicht erkannt werden wollten, jede Auflehnung im Keim erstickten, jeden Funken Hoffnung von Menschen, die genauso arm waren wie sie selbst, nur damit alles so bliebe, wie es schon immer gewesen war. Doch anstatt zu verhärten, wurde ihm das Herz davon weich. Die grauenvollen Bilder der Vergangenheit überblendete er mit dem großartigen Schauspiel des Landes, das er liebte, mit seiner grenzenlosen Vielfalt an Pflanzen und Vögeln, seiner Landschaft, ihren Seen, Wäldern und Bergen, seinem unberührten Himmel. Die Leute akzeptierten ihn als einen der Ihren, weil er das ja auch war. Es hieß, sein Leben verdanke er der Virgen de la Asunción, der Schutzheiligen des Landes, nur sie könne ihn gerettet haben, schließlich, so ging das Gerücht, habe er Guerrilleros Unterschlupf geboten, und man hatte ihn von der Kanzel herab über die Landreform sprechen hören. Anderen war für weit weniger die Zunge aus dem Mund geschnitten, waren die Augen ausgestochen worden. Die Missgünstigen, die es immer gab, knurrten, von der Jungfrau könne die Rede

nicht sein, der Priester arbeite bestimmt für die CIA, stehe unter dem Schutz der Narcos oder sei ein Spitzel des Militärs, aber niemand wagte, das anzudeuten, wenn er in der Nähe war, denn trotz seiner fakirhaft dünnen Erscheinung konnte er einem mit einem Faustschlag die Nase zertrümmern. Niemand besaß mehr moralisches Gewicht als dieser Baske mit dem harten, fremden Akzent. Wenn er in Concepción Montoya eine Heilige sah, dann musste das einen Grund haben, dachte Evelyn, auch wenn ihr die Großmutter durch das gemeinsame Leben, Arbeiten und Schlafen auf engstem Raum eher menschlich als göttlich vorkam.

Nachdem Evelyns Mutter Miriam in den Norden gegangen war, kümmerte sich die tapfere Concepción um sie und ihre beiden älteren Brüder. Ihren Vater hatte Evelyn nie kennengelernt, er war kurz nach ihrer Geburt auf der Suche nach Arbeit ausgewandert. Jahrelang hörten sie nichts von ihm, bis das Gerücht sie erreichte, er lebe in Kalifornien mit einer neuen Familie, aber eine Bestätigung hatten sie nie bekommen. Evelyn war sechs Jahre alt, als ihre Mutter, ohne Lebewohl zu sagen, verschwand. Sie stahl sich eines Morgens in aller Frühe davon, weil sie es nicht übers Herz brachte, ihre Kinder ein letztes Mal in die Arme zu schließen. Das wäre über ihre Kräfte gegangen. So erklärte es die Großmutter den Kindern, wenn sie nachfragten, und auch, dass sie dem Opfer der Mutter ihr täglich Brot verdankten, die Möglichkeit, zur Schule zu gehen, und die Päckchen mit Spielsachen, Nike-Turnschuhen und Süßigkeiten aus Chicago.

Den Tag, an dem Miriam fortgegangen war, hatten sie in dem Coca-Cola-Kalender von 1998 angestrichen, der, mittlerweile vergilbt, an einer Wand in Concepcións Hütte hing. Die beiden Söhne, Gregorio, der zehn, und Andrés, der acht gewesen war, gaben es mit den Jahren auf, sich ihre Mutter zurückzuwünschen, und begnügten sich mit den Postkarten und der kracksenden Stimme, die sich zu Weihnachten und an ihren Geburtstagen am Telefon der Poststelle dafür entschuldigte, dass sie wieder einmal ihr Versprechen brach und nicht zu Besuch kam. Evelyn glaubte weiterhin fest daran, dass ihre Mutter eines Tages mit Geld zurückkäme, um der Mamita ein richtiges Haus zu bauen. Für alle drei Kinder war die Mutter zu einer Traumvorstellung geworden, aber am meisten für Evelyn, die sich kaum noch an ihr Aussehen und ihre Stimme erinnerte und sie sich umso lebhafter ausmalte. Miriam schickte Fotos, veränderte sich mit den Jahren jedoch immer mehr, wurde dick, färbte sich gelbe Strähnen ins Haar, rasierte sich die Augenbrauen und malte sich neue weiter oben auf die Stirn, mit denen sie aussah, als wäre sie unentwegt überrascht oder erschrocken.

Die Ortega-Kinder waren nicht die einzigen ohne Mutter und Vater, zwei von drei Kindern in ihrer Schule ging es genauso. Früher hatten nur die Männer auf der Suche nach Arbeit das Land verlassen, doch in den letzten Jahren gingen auch die Frauen fort. Pater Benito sagte, die Auswanderer würden jedes Jahr viele Millionen Dollar nach Hause an ihre Familien schicken und damit ungewollt die Regierung stützen und dazu beitragen, dass die Reichen keinen Finger rühren mussten. Von den Jugendlichen machten nur

wenige die Schule fertig, die Jungs gingen fort, um Arbeit zu suchen, wurden drogenabhängig oder schlossen sich einer Gang an, die Mädchen wurden schwanger, gingen arbeiten, und nicht wenige landeten in der Prostitution. Die Schule war schlecht ausgestattet, und wären die Evangelikalen nicht gewesen, die in einem unlauteren Wettbewerb mit Pater Benito standen, weil sie Geld aus dem Ausland erhielten, hätte es den Kindern sogar an Heften und Stiften gefehlt.

Oft saß Pater Benito in der einzigen Kneipe im Dorf vor einem Bier, an dem er sich den ganzen Abend festhielt, und sprach mit den anderen Gästen über die gnadenlose Unterdrückung der indianischen Bevölkerung, die dreißig Jahre gewährt und den Boden für das aktuelle Elend bereitet hatte. »Alle muss man bestechen, von den höchsten Politikern bis hinunter zum letzten Dorfpolizisten, zu schweigen von den Diebstählen und Morden«, zeterte er mit seinem Hang zur Übertreibung. Immer gab es dann jemand, der fragte, wieso er nicht zurückging in sein Land, wenn es ihm in Guatemala nicht gefiel. »Was redest du denn, du Rindvieh? Wie oft soll ich es noch sagen? Das hier ist mein Land.«

Mit vierzehn ging Evelyns ältester Bruder Gregorio endgültig nicht mehr zur Schule. Er hing mit anderen Jungs auf der Straße herum, alle mit glasigem Blick und vernebeltem Kopf, weil sie schnüffelten, was sie kriegen konnten, Klebstoff, Benzin, Lösungsmittel, er klaute, prügelte sich und belästigte die Mädchen. Wenn ihm das langweilig wurde, stellte er sich an die Straße und ließ sich von irgendeinem LKW in Ortschaften mitnehmen, wo niemand ihn kannte, und kam dann mit Geld heim, von dem keiner wusste, woher es stammte. Wenn Concepción ihn zu fassen bekam, schlug sie ihn, was er über sich ergehen ließ, weil er sie noch brauchte, um satt zu werden. Mehrmals wurde er bei Drogenkontrollen von der Polizei aufgegriffen, sie prügelten ihn windelweich und steckten ihn bei Wasser und Brot in eine Zelle, bis Pater Benito wieder einmal seine Runde machte und ihn herausholte. Der Priester war ein unverbesserlicher Optimist und glaubte entgegen jedem Augenschein, der Mensch sei fähig, sich zum Besseren zu wandeln. Die Polizisten übergaben ihm den eingeschüchterten, blaugeschlagenen und verlausten Jungen mit einem letzten Tritt in den Hintern. Der Baske schob ihn unter Beschimpfungen in seinen Pick-up und fuhr mit ihm zur einzigen Tacobude im Dorf, damit er sich sattessen konnte, während er ihm mit jesuitischem Ingrimme ein fürchterliches Leben und einen frühen Tod prophezeite, sollte er sein liederliches Verhalten nicht ändern.

Weder die Hiebe der Großmutter noch das Gefängnis oder die Standpauken des Priesters waren Gregorio eine Warnung. Er ließ sich weiter treiben. Die Nachbarn, die ihn von klein auf kannten, schnitten ihn. War er restlos abgebrannt, schlich er mit hängendem Kopf zu seiner Großmutter und tat unterwürfig, damit er etwas von den Bohnen mit Chili und Mais bekam, die es bei ihr jeden Tag gab. Concepción besaß mehr